

Widersprüche – Kontroversen um Geschlechterverhältnisse, Frauenbewegung und Feminismus in der BRD¹

Anja Weckwert

Die Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland ist sich uneins, wie die Veränderungen der Geschlechterverhältnisse zu bewerten sind. Sprechen die einen von einem Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht, begreifen andere Geschlecht weiterhin als Strukturkategorie.² Die widersprüchlichen Einschätzungen entzündeten sich nicht zuletzt an den Widersprüchlichkeiten des Untersuchungsgegenstandes selbst, das heißt an den Brüchen und Ungleichzeitigkeiten, die gegenwärtig die Geschlechterverhältnisse kennzeichnen und je nach Fokus und theoretischem Zugang kontroverse Deutungen erfahren. Als Zeitdiagnose verstanden, geht es hierbei vor allem um die Einschätzung von Veränderungen, die mit den so genannten Individualisierungsprozessen einhergehen. Die gelungene Bildungsintegration von Frauen, die Vielfältigkeit ihrer Lebensentwürfe und ihre Erwerbsorientierung gelten als Indikatoren für tief greifende Veränderungen im und für das

1 Für wichtige Hinweise, anregende Diskussionen und Geduld danke ich Ute Gerhard. Außerdem danke ich Uta Schirmer, Katja Sarkowsky und Stephanie Braukmann für Anregungen und Kritik.

2 So attestieren z. B. Ursula Pasero, Dethematisierung von Geschlecht, in: Ursula Pasero u. Friederike Braun Hg., Konstruktion von Geschlecht, Herbolzheim 2001, 50–66, oder Bettina Heintz, Die Auflösung der Geschlechterdifferenz. Entwicklungstendenzen in der Theorie der Geschlechter, in: Elisabeth Bühler u. a. Hg., Ortssuche. Zur Geographie der Geschlechterdifferenz, Zürich/Dortmund 1993, 17–49, einen Relevanzverlust der Kategorie Geschlecht, während andere Autorinnen die Beharrungstendenzen betonen – vgl. Helga Krüger, Gesellschaftsanalyse: der Institutionenansatz in der Geschlechterforschung, in: Gudrun-Axeli Knapp u. Angelika Wetterer Hg., Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik, Münster 2002, 63–90; Gudrun-Axeli Knapp, Dezentriert und viel riskiert. Anmerkungen zur These vom Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht, in: ebd., 15–62; Angelika Wetterer, Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen, in: Gudrun-Axeli Knapp u. Angelika Wetterer Hg., Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster 2003, 286–319.

Leben von Frauen. Dieser Entwicklung stehen Persistenzen im Geschlechterverhältnis entgegen, die das neue Leitbild der Geschlechtergleichheit konterkarieren.

Während noch soweit ein Konsens besteht, dass die gegenwärtige Entwicklung durch Ambivalenzen gekennzeichnet ist, dreht sich die Kontroverse um die Frage, ob oder in welchen Bereichen Geschlecht noch eine zentrale Ordnungsfunktion besitzt. Beispielsweise bewirken die Strukturveränderungen auf dem Arbeitsmarkt, dass das „männliche Normalarbeitsverhältnis“, angesichts hoher Arbeitslosigkeit und prekärer Beschäftigungsverhältnisse, nur noch eingeschränkt Bestand hat und es zu Annäherungstendenzen in der Erwerbssituation von Frauen und Männern kommt.³ Statistische Daten etwa zur Verteilung von Einkommen, Berufen, Arbeits- und Elternzeiten zwischen den Geschlechtern, die noch immer erhebliche Ungleichheiten belegen, geben jedoch Anlass, aus gegenwärtigen Transformationsprozessen nicht eifertig auf einen Relevanzverlust der Kategorie Geschlecht zu schließen.⁴ Wohl aber besteht eine wachsende Heterogenität innerhalb der Genus-Gruppen. Die Veränderungsprozesse führen dabei nicht nur zu einer Pluralisierung, sondern auch zu einer Polarisierung der Lebenssituation von Frauen, die in Abhängigkeit vom Bildungsgrad, vom Vorhandensein von Kindern sowie von Familien- oder Lebensformen stattfindet und zugleich entlang ethnischer, milieuspezifischer und sozialräumlicher Unterschiede verläuft.

Eine besondere Dynamik bezieht die Diskussion um Zeitdiagnosen daraus, dass sie in eine Gesamtkonstellation von sich kreuzenden Diskurs- und Konfliktfeldern innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung eingelassen ist, die sowohl epistemologische Grundsatzenfragen zur Kategorie Geschlecht als auch politische und wissenschaftstheoretische Standortbestimmungen umfassen. Gudrun-Axeli Knapp spricht von einer Überlagerung verschiedener Diskursfelder, die sich „– eher atmosphärisch als analytisch – wechselseitig beeinflussen“.⁵ Ihr Aufeinandertreffen hat allerdings dazu geführt, dass in Medien und Wissenschaft von einer „Grundlagenkrise“ des Feminismus die Rede geht, deren Ursprünge sich aber kaum noch aufspüren lassen, so dass, wie Knapp es formuliert, schon von einer „Gerücht-Struktur“ gegenwärtiger Krisendiagnosen gesprochen werden kann.⁶

Dennoch lassen sich „Strömungen“ benennen, die an dieser Dynamik beteiligt sind.⁷ Neben den Kontroversen um Zeitdiagnosen wäre in der *sex-gender*-Debatte eine zweite Strömung zu sehen, die vor allem von dekonstruktivistischen und sozialkonstruktivistischen

3 Vgl. etwa Ute Klammer u. Mary Daly: Die Beteiligung von Frauen an europäischen Arbeitsmärkten, in: Ute Gerhard u. a. Hg., *Erwerbstätige Mütter. Ein europäischer Vergleich*, München 2003, 193–217, 207ff.

4 Vgl. dazu weiter unten in diesem Beitrag.

5 Knapp, Anmerkungen, wie Anm. 2, 19.

6 Gudrun-Axeli Knapp, *Kein Abschied von Geschlecht. Thesen zur Grundlagendiskussion in der Frauen- und Geschlechterforschung*, in: Ursula Hornung, Sedef Gümen u. Sabine Weiland Hg., *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktionen der Geschlechterordnung*, Münster 2001, 78–87, 78.

7 Knapp, Anmerkungen, wie Anm. 2, 18ff.

vistischen Ansätzen ausgelöst worden ist.⁸ Diese haben die *sex-gender*-Unterscheidung verworfen, die von der Frauenforschung zunächst in kritischer Absicht getroffen worden war, um biologistische Argumente mit Verweis auf das ‚soziale Geschlecht‘ abweisen zu können. Allerdings hat die *sex-gender*-Unterscheidung auf einer Trennung zwischen biologischem und sozialem Geschlecht insistiert, ohne das Soziale biologischer Klassifikationen und des Geschlechtskörpers zu analysieren. Im Ergebnis wurde das Alltagswissen um eine unhintergehbare Differenz zwischen zwei und zwar genau zwei Geschlechtern, also die Annahme einer im Kern eben doch biologisch fundierten Zweigeschlechtlichkeit, in die Frauen- und Geschlechterforschung hinein verlängert.⁹ Historische Studien zum Wandel des Geschlechterwissens haben außerdem empirisch herausgearbeitet, was Judith Butler theoretisch pointiert hat: Dass die im 18. Jahrhundert erfolgte Herausbildung der bis heute wirksamen Annahme zweier inkommensurabler und komplementärer Geschlechter auf einer „heterosexuellen Matrix“ basiere, die gleichermaßen zur Marginalisierung von Frauen und von Homosexualität geführt habe.¹⁰

Doch auch in anderer Perspektive ist die systematische Verwobenheit der Kategorie Geschlecht mit anderen Kategorien betont, vor allem der Nexus von Geschlecht, Klasse sowie Ethnie und/oder „Rasse“ hervorgehoben worden. Die Gleichzeitigkeit von Benachteiligung und Privilegierung, die historisch wie gegenwärtig die Situation von Frauen der weißen Mittelschicht in westlichen Ländern kennzeichnet, hat dabei zur Problematisierung einer Frauen- und Geschlechterforschung geführt, die es versäumt habe, ihren eigenen Standort und die Herrschaftsverhältnisse zwischen Frauen zu reflektieren.¹¹ Wie die *sex-gender*-Debatte birgt die Diskussion um Ungleichheitslagen zwischen Frauen sowohl erkenntnistheoretisches als auch politisches Konfliktpotential, da es um die (Un-)Möglichkeit eines feministischen Referenzsubjektes ‚Frau‘ und damit auch um die Infragestellung eines „feministischen Wir“ geht.

Ihre besondere Brisanz als „Krisenphänomen“ haben die gegenwärtigen Kontroversen allerdings auch vor dem Hintergrund des Brüchigwerdens der historisch engen Ver-

8 Vgl. aus dekonstruktivistischer Perspektive insbes. Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991; dies., *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt a. M. 1997; vgl. in sozialkonstruktivistischer Perspektive z. B.: Candace West u. Don H. Zimmermann, *Doing Gender*, in: *Gender & Society*, 1, 2 (1987), 125–151; Regine Gildemeister u. Angelika Wetterer, *Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung*, in: Gudrun-Axeli Knapp u. Angelika Wetterer Hg., *Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*, Freiburg 1992, 201–254.

9 Vgl. Carol Hagemann-White, *Sozialisation: weiblich – männlich?*, Opladen 1984; dies., „Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren ...“, in: dies. u. Maria S. Rerrich Hg., *FrauenMännerBilder*, Bielefeld 1988.

10 Vgl. Thomas Laqueur, *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, Frankfurt a. M./New York 1992; Claudia Honnegger, *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib*, Frankfurt a. M./New York 1991.

11 So z. B. schon Gerda Lerner, vgl. zuletzt Gerda Lerner, *Das Paradigma überdenken: I. Klasse, II. Rasse*, in: dies., *Zukunft braucht Vergangenheit. Warum Geschichte uns angeht*, Königstein/Ts. 2002.

knüpfung von Frauenbewegung, -forschung, -politik und Feminismus erhalten, die heute aus verschiedenen Gründen nicht mehr als selbstverständlich vorausgesetzt werden kann.¹² Die Professionalisierung und Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterpolitik wie -forschung hat zu einer Arbeitsteilung geführt und die Eigengesetzlichkeiten beider Bereiche hervortreten lassen.¹³ Auch die Frauenbewegung unterliegt Professionalisierungs- und Institutionalisierungsprozessen. Entweder hat sie sich, wie in Deutschland, weitgehend in die institutionalisierten Arenen von Geschlechterpolitik und -forschung verlagert oder hat sich im Rahmen der Lobbyarbeit international agierender Nichtregierungsorganisationen professionalisiert und spezialisiert. Mit dieser Professionalisierung geht innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung in Teilen auch eine Distanzierung vom Attribut ‚feministisch‘ einher, da das Selbstverständnis feministischer Theorie als herrschaftskritischer Wissenschaft nicht von allen Forscherinnen geteilt wird. Darüber hinaus ist schließlich die Frage aufgeworfen worden, ob der Feminismus heute überhaupt noch für junge Frauen anschlussfähig sei.¹⁴

Wenn im Kontext dieses Artikels von Widersprüchen zur Kennzeichnung der gegenwärtigen Kontroversen innerhalb der bundesdeutschen Frauen- und Geschlechterforschung die Rede ist, dann geht es also um verschiedene Widerspruchskonstellationen, die einmal die Analyse der gesellschaftlichen Geschlechterverhältnisse und ihrer Veränderungen, zum anderen die Auseinandersetzungen um Feminismus und feministische Perspektiven kennzeichnen. Im ersten Teil des Beitrags wird es zunächst um die eingangs erwähnten Zeitdiagnosen gehen, das heißt um Veränderungs- und Beharrungstendenzen in den Geschlechterverhältnissen. Im Anschluss an Angelika Wetterer gehe ich davon aus, dass eine kulturelle Modernisierung der Geschlechterverhältnisse stattgefunden hat, die aber den Verhältnissen vorausgeeilt und zu dem widerspruchsvoll ist.¹⁵ Auf Grundlage eines empirischen Fallbeispiels, das auf Interviews mit frauenpolitisch aktiven Frauen der Hacker-Community basiert, beschäftigt mich im zweiten Schritt, wie sich diese kulturelle Modernisierung konkret äußert und welchen Einfluss sie auf das Verhältnis junger Frauen zu Frauenpolitik, -bewegung und Feminismus hat. Hiervon ausgehend komme ich ausblicksartig auf gegenwärtige Debatten um feministische Wissenschaft und Praxis in der Frauen- und Geschlechterforschung zurück.

12 Vgl. Ute Gerhard, Frauenbewegung – Frauenforschung – Frauenpolitik. Innovation und Selbstreflexion, in: Ursula Hornung, Emanzipationsvision, wie Anm. 6, 21–39 u. die Beiträge in *femina politica: Parteilichkeit? Distanzierung? Instrumentalisierung. Zum Verhältnis von Frauenforschung/Geschlechterforschung, Frauenbewegung und Politik*, 2 (2003), sowie Renate Niekant u. Uta Suchmann Hg., *Feministische Erkenntnisprozesse. Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis*, Opladen 2003.

13 Vgl. insbes. Barbara Holland-Cunz, Wissenschaft versus Politik im Feminismus, in: *femina politica, Parteilichkeit*, wie Anm. 12, 14–21 u. dies., Die Vision einer feministischen Wissenschaft und der Betrieb der normal science, in: Niekant/Suchmann, *Erkenntnisprozesse*, wie Anm. 12, 27–50.

14 Vgl. Gabriele Bruns: Was will der Feminismus heute? in: *Gewerkschaftliche Monatshefte*, 51/12 (2000), 669–667; Susanne Weingarten u. Marianne Wellershoff, *Die widerspenstigen Töchter*, Köln 1999.

15 Wetterer, *Modernisierung*, wie Anm. 2.

Gegenwartsdiagnosen

Wie sieht es nun heute aus mit den Geschlechterverhältnissen? Hat Geschlecht als Strukturgeber wirklich seine Bedeutung verloren? Auf der Ebene der Phänomene zeichnet sich ein widersprüchliches Bild ab: Empirischen Untersuchungen und Umfragen zufolge orientieren sich sowohl junge Männer als auch junge Frauen mehrheitlich an den Idealen von Gleichheit und Gleichberechtigung.¹⁶ Junge Frauen wie Männer zeigen ein ausgeprägtes Karrierebewusstsein und lehnen traditionelle Geschlechterarrangements ab. Der kulturelle Wandel, den Einstellungsbefragungen belegen, wird auch auf der Ebene medialer Repräsentationen sichtbar: Kultserien wie „Ally McBeal“ oder „Sex in the City“ handeln von Frauen, die ihr berufliches und privates Leben selbstbewusst in die Hand nehmen, dabei auch Zerreißproben ausgesetzt sind, in jedem Fall aber eine Vielfältigkeit an Lebensperspektiven und -orientierungen demonstrieren. Die mediale Repräsentation spiegelt einen Zuwachs an Handlungsalternativen, der von Frauen auch ‚real‘ unterschiedlich genutzt wird: Eine wachsende Anzahl von Frauen entscheidet sich zum Beispiel gegen Familie und Kinder oder verschiebt, wenn vorhanden, den Kinderwunsch auf den Zeitpunkt erfolgter beruflicher Konsolidierung. Zugleich ist der Anteil erwerbstätiger Mütter deutlich angestiegen und liegt selbst im vergleichsweise traditionellen Westdeutschland bei 61 Prozent, in Ostdeutschland bei 71 Prozent.¹⁷

Diese Wandlungstendenzen werden von einer Reihe gegenläufiger Indikatoren konterkariert. Beispielsweise ist der Arbeitsmarkt noch immer ausgesprochen geschlechtssegregiert: 70 Prozent der berufsbildenden Abschlüsse liegen in jeweils geschlechtstypischen Bereichen, wobei die frauentypischen Ausbildungsgänge in Berufe mit vergleichsweise geringerem Einkommen und geringen Aufstiegschancen münden.¹⁸ Hinzu kommt, dass der Anteil von Frauen in hoch qualifizierten Positionen berufsübergreifend mit jeder Karrierestufe abnimmt, so dass hierzulande beispielsweise noch immer 94 Prozent der C4-Professuren mit Männern besetzt sind.¹⁹ Sind Kinder vorhanden, übernehmen Frauen in Partnerschaften nach wie vor den Hauptteil der Familien- und Hausarbeit und stellen ihre beruflichen Ambitionen zumindest zeitweise zurück. So werden Elternzeiten in erster Linie

16 Vgl. Deutsche Schell Hg., *Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus*, Frankfurt a. M. 2002; Ute Gerhard, *Daughters of the Women's Movement – Generation Conflicts and Social Change*, in: Carmen Leccardi u. Elisabetta Ruspini Hg., *A new youth? Young people, generations and family life*, Aldershot 2005 (im Erscheinen).

17 Ute Klammer u. Christina Klenner, *Geteilte Erwerbstätigkeit – gemeinsame Fürsorge. Strategien und Perspektiven der Kombination von Erwerbs- und Familienleben in Deutschland*, in: Sigrid Leitner, Ilona Ostner u. Margit Schratzenstaller Hg., *Wohlfahrtsstaat und Geschlechterverhältnis im Umbruch. Was kommt nach dem Ernährermodell?*, Wiesbaden 2004, 177–207.

18 Krüger, *Gesellschaftsanalyse*, wie Anm. 2, 72.

19 1999 betrug der Anteil von Frauen an C4-Professuren fachübergreifend 6,3 %; vgl. Monika Stürzer: *Auf dem Weg in das Berufsleben*, in: Waltraud Cornelißen u. a., *Junge Frauen – junge Männer. Daten zu Lebensführung und Chancengleichheit*, Opladen 2002, 19–87, 69.

von Frauen in Anspruch genommen, die in Westdeutschland zumeist auf Teilzeitarbeit in den Beruf zurückkehren: In Westdeutschland geht nur ein Drittel aller erwerbstätigen Mütter einer Vollzeitbeschäftigung nach. Die Vergleichszahl für Ostdeutschland beträgt hingegen 70 Prozent und signalisiert, dass sich ostdeutsche Mütter noch immer am Muster der Vollzeitbeschäftigung orientieren.²⁰ Doch auch hier sind die Einkommen von Frauen (auch der vollzeiterwerbstätigen) geringer als die ihrer Partner und auch hier übernehmen Frauen den Großteil der Familien- und Hausarbeit.²¹

Die sozialwissenschaftliche Diskussion kreist vor diesem Hintergrund darum, wie das Verhältnis von Wandel und Beharrung theoretisch plausibel zu erklären ist. Die *Stabilität* der Geschlechterunterscheidung ist aus sozialkonstruktivistischer Perspektive vor allem mit dem „passgenaue[n] Ineinandergreifen verschiedener Ebenen und Medien der Geschlechterkonstruktion“ erklärt worden.²² Demzufolge stehen das Alltagswissen um eine vermeintlich natürliche Geschlechterdifferenz, die interaktiven Alltagspraxen und geschlechterdifferenzierende Institutionen in einem sich wechselseitig bestätigenden Verhältnis. Beispielsweise bauen geschlechterdifferenzierende Institutionen wie die Familie oder die geschlechtliche Arbeitsteilung nicht einfach auf eine in der Gesellschaft vorgefundene Geschlechterdifferenz auf, sondern sie bringen die Geschlechterunterscheidung im Modus ihrer Institutionalisierung selbst hervor.²³ Institutionen fungieren also als Re-Produktionsinstanz einer im Alltag gewussten und gelebten Geschlechterdifferenz, wie auch umgekehrt der Alltagspraxis ein eigenständiger Anteil an der Re-Produktion der institutionell verstetigten und im Alltagswissen ‚verbürgten‘ Geschlechterunterscheidung zukommt.

Angesichts gegenwärtiger Veränderungen besteht die Frage, ob sich die Reproduktionsmodi der Geschlechterkonstruktion gewandelt haben. Einen Ansatzpunkt, die Wandlungsprozesse zu fassen, bildet das Individualisierungstheorem, das von einem Bedeutungsverlust traditioneller Bindungen und Institutionen wie der Familie oder der Ehe ausgeht. Zum Beispiel konstatieren Bettina Heintz und Eva Nadai im Rekurs auf differenzierungstheoretische Ansätze eine De-Institutionalisierung auch der Geschlechterdifferenz.²⁴ Diese komme einmal im Wegfall formaler Zugangsbeschränkungen zu gesellschaftlichen Teilsystemen – etwa zum Bildungssystem oder zum Arbeitsmarkt – zum Ausdruck und vollziehe sich zum anderen im Rahmen des generellen Trends, dass Institutionen im Zuge von Individualisierungsprozessen ihren „überindividuellen Faktizitätscha-

20 Klammer/Klenner, Erwerbstätigkeit, wie Anm. 17, 182.

21 Vgl. Klammer/Klenner, Erwerbstätigkeit, wie Anm. 17, 182; Christof Arn u. Wolfgang Walter, Zweiverdienerpaare und ihre Geldarrangements – Überlegungen für einen internationalen Vergleich, in: Leiter/Ostner/Schratzenstaller, Wohlfahrtsstaat, wie Anm. 17, 132–155, 145.

22 Wetterer, Modernisierung, wie Anm. 2, 295.

23 Erving Goffman, Das Arrangement der Geschlechter, in: ders., Interaktion und Geschlecht, Frankfurt a. M./New York 2001, 105–158, spricht hierbei von „institutioneller Reflexivität“.

24 Bettina Heintz u. Eva Nadai, Geschlecht und Kontext. De-Institutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung, in: Zeitschrift für Soziologie, 27, 2 (1998), 75–93.

rakter“ zunehmend einbüßten.²⁵ Mit der De-Institutionalisierung verliere die Geschlechterdifferenz zwar nicht zwangsläufig ihre Bedeutung, es veränderten sich aber ihre Reproduktionsmechanismen: In dem Maß, in dem Institutionen ihren überindividuell handlungsleitenden Charakter verlören, müsse die Geschlechterdifferenz von den AkteurInnen aktiv erzeugt werden und entfalte ihre soziale Wirksamkeit zunehmend in Abhängigkeit vom spezifischen Kontext. Denkbar seien auch Kontexte, in denen die Geschlechterdifferenz nicht oder kaum aktualisiert werde und damit eine Neutralisierung erfahre. Die Autorinnen knüpfen hiermit an die Kritik von Stefan Hirschauer an der „Omnirelevanzannahme“ innerhalb der Frauen- und Geschlechterforschung an.²⁶ Der These vom allgegenwärtigen und eben omnirelevanten „doing gender“ setzt Hirschauer das „undoing gender“ entgegen, worunter er ein episodenhaftes Ruhen lassen der Geschlechterunterscheidung in Interaktionen versteht. „Undoing gender“ bedeutet dabei keineswegs, dass die Geschlechterunterscheidung ausgehebelt wäre, wohl aber mag es Orte und Zeitpunkte geben, an denen sie keine soziale Relevanz erfährt, wo über sie hinweggesehen wird.

Der Gedanke des „undoing gender“ hat eine weitere Differenzierungsebene in die Überlegungen zu Konstruktionsweisen von Geschlecht eingezogen. Allerdings wäre angesichts der empirischen Befunde zu den gegenwärtigen „Arrangements der Geschlechter“²⁷ zu präzisieren, in welchem Sinn tatsächlich auch von einer De-Institutionalisierung geschlechtlicher Unterscheidungen die Rede sein kann. Zwar sind formale Zugangsbegrenzungen etwa zu Berufen oder bestimmten beruflichen Positionen weitgehend beseitigt worden und stoßen selbst informelle Ausschlussmechanismen zunehmend auf Legitimationsprobleme. Allerdings verweisen auch Heintz und Nadai auf die Stabilisierungseffekte, die nach wie vor von Institutionen ausgehen.²⁸ Gerade die Lebenslauforschung hat auf die Relevanz von Institutionen als Schlüsselinstanzen für die Hervorbringung und Aufrechterhaltung der Geschlechterdifferenz hingewiesen. Geschlechterdifferenzierende Institutionen werden demzufolge vor allem an zwei Passagen im Lebenslauf von Frauen wirksam und entfalten davon ausgehend eine Verzeitigung geschlechtlicher Unterschiede und Ungleichheiten.²⁹ Die erste Passage besteht im Übergang zur Berufsfindung und führt statistisch betrachtet zum Ergebnis, dass junge Frauen trotz eines zunächst breiteren Spektrums an Berufswünschen häufig Ausbildungswege einschlagen, die in Berufe mit niedrigeren Einkommen, geringeren Aufstiegschancen und vergleichsweise hohem Arbeitslosigkeitsrisiko münden. Hier ist vor allem auf die Schließungs-

25 Heintz/Nadai, *Geschlecht*, wie Anm. 24, 78.

26 Stefan Hirschauer, Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 46, 4 (1994), 668–692.

27 So der Titel seines Aufsatzes: Goffman, *Arrangement*, wie Anm. 23.

28 Gerade in (Berufs-)Bereichen, die wenig vergeschlechtlicht sind und insofern dazu tendieren, die Geschlechterdifferenz zu neutralisieren, werde die Geschlechterunterscheidung auf anderer, insbesondere auf institutioneller Ebene wieder hervorgebracht. Vgl. Heintz/Nadai, *Geschlecht*, wie Anm. 24.

29 Vgl. z. B. Mechthild Oechsle u. Birgit Geissler, *Lebensplanung junger Frauen. Zur widersprüchlichen Modernisierung weiblicher Lebensläufe*, Weinheim 1996; Krüger, *Gesellschaftsanalyse*, wie Anm. 2.

prozesse am Arbeitsmarkt und im Ausbildungssystem sowie auf den Einfluss von Eltern, Schule und Berufsberatung als „Gate Keepern“ im Entscheidungsfindungsprozess verwiesen worden,³⁰ aber auch auf ambivalente Orientierungen junger Frauen³¹ – womit letztere auch immer im Einzelnen zusammenhängen mögen. Die unterschiedlichen (strukturellen, institutionellen und kulturellen) Faktoren greifen in einer Weise ineinander, die zu einer sukzessiven Verengung der Berufswahl führt.³²

Der einmal eingeschlagene Berufsweg und die mit ihm einhergehende geschlechtliche Segregation schaffen eine problematische Ausgangslage auch für die zweite lebensgeschichtliche Schwelle: die Familiengründung, die, sofern sie erfolgt, in Westdeutschland häufig mit einer Re-Traditionalisierung einhergeht. Das institutionelle Arrangement der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung, das heute zumeist die modernisierte Form der anderthalb Ernährer-Familie annimmt, stellt noch immer eine mächtige Ressource im Entscheidungsprozess über die Verteilung von Aufgaben dar. Auch dieses Arrangement wird durch eine Reihe miteinander verwobener Faktoren abgestützt – durch Einkommensunterschiede zwischen den Partnern, sozialpolitische Rahmenbedingungen, aber auch kulturelle Leitbilder wie das in Westdeutschland noch immer verbreitete Bild von einer „guten Mutter“, die zumindest temporär der Kindererziehung Priorität einräumt.³³ Die geschlechtliche Arbeitsteilung führt aufs Neue zur Produktion geschlechtlicher Ungleichheit und zu deren Verzeitigung im Lebenslauf.

Die Studien zur Lebensplanung und zum Lebenslauf von Frauen machen deutlich, dass die geschlechtssegregierenden Effekte lebensgeschichtlicher Entscheidungen ihre volle Wirkung oft erst in späteren Lebensphasen entfalten. Sie weisen außerdem darauf hin, dass die damit einhergehende Geschlechterungleichheit von den Beteiligten nicht als solche wahrgenommen wird. Auf der Grundlage biographischer Untersuchungen zur Berufs- und Familienorientierung von Frauen unterschiedlicher Generationen kommt beispielsweise Helga Krüger zu dem Schluss, dass die Geschlechterarrangements der 30- bis 40jährigen Paare mit Kindern de facto durch eine „deprimierende Ähnlichkeit“ zu jenen ihrer Elterngeneration gekennzeichnet seien.³⁴ Was sich im Generationenvergleich jedoch signifikant verändert habe, seien die Einstellungen, die sich heute am Maßstab einer für wahr genommenen Geschlechtergleichheit orientierten und, von außen betrachtet, in auffälligem Widerspruch zur Praxis stünden. Allerdings werde dieser Widerspruch von den Beteiligten nicht als solcher thematisiert. In ihren Begründungen rekurrten die Inter-

30 Vgl. zusammenfassend Ursula Nissen, Barbara Keddi u. Patricia Pfeil, Berufsfindungsprozesse von Mädchen und jungen Frauen, Erklärungsansätze und empirische Befunde, Opladen 2003, 121ff u. 101ff.

31 Mechthild Oechsle, Ungelöste Widersprüche: Leitbilder für die Lebensführung von Frauen, in: dies. u. Birgit Geissler Hg., Die ungleiche Gleichheit. Junge Frauen und der Wandel im Geschlechterverhältnis, Opladen 1998, 185–200.

32 Wetterer, Modernisierung, wie Anm. 2, 311.

33 Zum Leitbild der „guten Mutter“: Oechsle, Widersprüche, wie Anm. 31; Isolde Ludwig u. a., Mangerinnen des Alltags. Strategien erwerbstätiger Mütter in Ost- und Westdeutschland, Berlin 2002.

34 Krüger, Gesellschaftsanalyse, wie Anm. 2, 71.

viewten heute keineswegs mehr auf geschlechtliche Zuschreibungen, sondern auf Sachzwänge und Rahmenbedingungen, insbesondere auf das Gehaltsgefälle zwischen den Partnern. So beschreiben die Befragten ihre arbeitsteiligen Arrangements als eine gemeinschaftlich und pragmatisch getroffene Wahl, die von Geschlecht unabhängig sei. Auch Birgit Geissler und Mechthild Oechsle betonen in ihrer Studie zur Lebensplanung junger Frauen den hohen Stellenwert, den der Gleichheitsgedanke einnimmt.³⁵ Birgit Geissler geht zwar davon aus, dass sich der „*Zusammenhang von Geschlechterdifferenz und Hierarchie* im Beruf, der mit der Familiengründung hergestellt beziehungsweise verfestigt wird, ... *nicht gegen die Orientierungen und Leitbilder der Frauen*“ herstellt. Vielmehr konvergierten letztere „in entscheidenden Punkten mit den betrieblichen, institutionell-rechtlichen und politischen Normalitätsunterstellungen, Vorgaben und Regelungen“.³⁶ Geschlechterdifferenzierende Orientierungen und Leitbilder werden aber auch hier oftmals nicht in Konkurrenz zur gleichsam antizipierten Gleichheitsnorm gesehen.

Vor diesem Hintergrund spricht Angelika Wetterer von einer „rhetorischen Modernisierung“ der Geschlechterverhältnisse.³⁷ Ihr Anknüpfungspunkt ist die – der De-Institutionalisierungsthese konträre – These von Helga Krüger, dass sich das kulturelle Geschlechterwissen und die institutionalisierten Strukturvorgaben gegeneinander verschoben haben. Allerdings fasst Wetterer zudem das spezifische Verhältnis zwischen Geschlechterwissen und sozialer Praxis ins Auge. Denn die gegenwärtigen Brüche seien nicht einfach als Widerspruch zwischen „den Individuen und den Verhältnissen, mit denen sie sich herumzuschlagen haben“, zu denken. Vielmehr handle es sich um einen Bruch, der „mitten durch die Individuen selbst hindurchgeht: Ihr Wissen und ihr Tun passt nicht mehr so recht zusammen“.³⁸ Während heute zunehmend Gleichheitsnormen das diskursive Alltagswissen über Geschlecht prägen, ist die Alltagspraxis noch immer durch traditionelles Differenzwissen informiert.³⁹ Die besondere Problematik besteht Wetterer zufolge darin, dass diese Verschiebung einen „Verdeckungszusammenhang hervorbringt, der bestimmte

35 Oechsle/Geissler, Lebensplanung, wie Anm. 29.

36 Birgit Geissler, Hierarchie und Differenz. Die (Un-)Vereinbarkeit von Familie und Beruf und die soziale Konstruktion der Geschlechterhierarchie im Beruf, in: Oechsle/Geissler, Gleichheit, wie Anm. 31, 109–129, 120 (Hervorhebung im Original).

37 Wetterer, Modernisierung, wie Anm. 2.

38 Wetterer, Modernisierung, wie Anm. 2, 291f.

39 Wetterer trifft eine Unterscheidung zwischen diskursivem Gleichheitswissen und inkorporiertem Differenzwissen. Letzteres stellt ein vorreflexives Wissen dar, das in alltägliche Gesten und routinemäßige Verrichtungen eingelagert ist und dem diskursiven Gleichheitswissen entgegensteht. Für die Aufrechterhaltung traditioneller Geschlechterarrangements zeichne daher (neben strukturellen und institutionellen Einflüssen) insbesondere das inkorporierte Differenzwissen verantwortlich. Geissler/Oechsle, Lebensplanung, wie Anm. 29, betonen demgegenüber, dass auch auf der Ebene des diskursiven Wissens Brüche bestehen, dass neben Gleichheitsnormen auch geschlechterdifferenzierende Leitbilder bestehen. Insofern würde ich sagen, dass nicht nur eine Kluft zwischen Wissen und Tun, sondern auch zwischen verschiedenen (diskursiven) Wissensbeständen besteht, wobei das Gleichheitswissen gewissermaßen hegemonialen Charakter hat. Vgl. dazu auch weiter unten.

Aspekte der Realität systematisch ausblendet“.⁴⁰ In dem Maß nämlich, in dem Gleichheitsnormen etwa das Selbstverständnis in Paarbeziehungen leiten, kann eine geschlechtliche Ungleichheit zwischen den Partnern kaum noch als solche artikuliert werden, ohne das Fundament von Selbst- und Paardefinition zu erschüttern. Wetterer spricht deshalb vom „Verschwinden der Ungleichheit“⁴¹ aus dem gleichwohl noch gelebten alltäglichen Differenzwissen. Die rhetorische Modernisierung wirke dabei als „Falle“, da sie die „alten Verhältnisse“ in Form hierarchischer Ungleichheiten verdecke und individualisiere.⁴² Die „alten Verhältnisse“ steckten sowohl in den Individuen und ihren Praxen als auch in der Gesellschaft und ihren Institutionen: Das weitgehend auf typische ‚Frauenberufe‘ beschränkte Angebot an Teilzeitarbeitsplätzen, die mangelnden öffentlichen Betreuungsressourcen, die Öffnungszeit von Schulen und Kindergärten sowie die Konzipierung der Familie als Unterstützungsinstitution nicht nur für den zumeist männlichen ‚Haupternährer‘, sondern auch für das Bildungs- und Sozialsystem rechnen auf institutioneller Ebene mit geschlechterdifferenten Arbeits- und Zeitressourcen und re-produzieren sie.

Der modernisierten Form hierarchischer Ungleichheitsverhältnisse ist offenbar fast nur zu entkommen, wenn „sich die Akteure ganz aus den Geschlechterarrangements verabschieden ... die die alten Gesten reaktivieren“.⁴³ So mögen neue Arrangements wie etwa Paarbeziehung, die auf eine Haushaltsintegration und Kinder verzichten, als De-Institutionalisierungsweisen beschrieben werden, die ein „undoing gender“ ermöglichen; sie sind allerdings nur ein Ausschnitt und wohl auch Ergebnis einer sozialen Wirklichkeit, in der die Geschlechterunterscheidung noch immer weitgehend institutionalisiert ist. Eine andere Strategie des „undoing gender“ besteht in der zunehmend häufiger genutzten Alternative, ‚kritische Tätigkeiten‘ aus der Paarbeziehung auszulagern. Im Anschluss an die Studien zum „Weltmarkt Privathaushalt“, die sich mit den Auswirkungen von Globalisierungsprozessen auf die geschlechtliche Arbeitsteilung beschäftigen, spricht Wetterer von einer „Exterritorialisierung der Ungleichheit“.⁴⁴ Diese führt zu einer wachsenden Kluft zwischen Frauen, lässt aber die geschlechtliche Organisation von Tätigkeiten und deren Hierarchisierung, die sich in schlecht bezahlten und prekären Arbeitsbedingungen niederschlägt, im Wesentlichen unberührt. Was sich aber verändert ist das Ineinandergreifen von geschlechtlicher Ungleichheit mit Ungleichheitslagen auf der Grundlage von Klasse, Ethnie und sozialgeographischer Herkunft.

Der Einfluss institutioneller Faktoren auf die Ausgestaltung der Geschlechterverhältnisse lässt sich auch mit Blick auf die Unterschiede zwischen West- und Ostdeutschland zeigen. Trotz hoher Arbeitslosigkeit orientieren sich ostdeutsche Frauen noch immer weit-

40 Wetterer, *Modernisierung*, wie Anm. 2, 290.

41 So schon im Titel, Wetterer, *Modernisierung*, wie Anm. 2, 286.

42 Wetterer, *Modernisierung*, wie Anm. 2, 301 u. 303.

43 Wetterer, *Modernisierung*, wie Anm. 2, 315.

44 Wetterer, *Modernisierung*, wie Anm. 2, 313; vgl. zur Internationalisierung geschlechtlicher Arbeitsteilung am Beispiel der Auslagerung der Haus- und Erziehungsarbeit etwa Claudia Gather, Birgit Geißler u. Maria S. Rerrich Hg., *Weltmarkt Privathaushalt. Bezahlte Hausarbeit im globalen Wandel*, Münster 2002.

gehend an einer Vollzeitwerbstätigkeit. Allerdings sind die Geschlechterarrangements in Ostdeutschland einem doppelten Wandel unterworfen, dessen Richtung heute kaum abzusehen ist.⁴⁵ Die Rede von einem doppelten Wandel oder vom deutsch-deutschen Transformationsprozess verweist darauf, dass sich in Ostdeutschland zwei Umbrüche überlagern: Der durch den Einigungsprozess bedingte Systemwandel und die West- wie Ostdeutschland erfassenden neoliberalen Transformationsprozesse, die gravierende Veränderungen auf dem Arbeitsmarkt und im System sozialer Sicherung verursacht haben. Die Transformationen haben sehr unterschiedliche Auswirkungen auf die Geschlechterverhältnisse. Während angesichts der Massenarbeitslosigkeit viele Frauen zu Familienernährerinnen wurden, haben zugleich Schließungsprozesse zulasten von Frauen in männlich dominierten Berufssegmenten stattgefunden. Auch auf der Ebene familiärer Geschlechterarrangements ist eine Diversifizierung beziehungsweise „Hybridisierung“ zu beobachten, die auch (aber keineswegs nur) Re-Traditionalisierungstendenzen enthält, wie dies etwa an der wachsenden Nachfrage seitens Frauen nach Teilzeitarbeit sichtbar wird.⁴⁶ Da das für die DDR typische Doppelverdienermodell durch ein ausgebautes Kinderbetreuungssystem ermöglicht wurde, wird die weitere Entwicklung wohl nicht zuletzt von diesbezüglichen sozialpolitischen Weichenstellungen abhängen.

In ihrer Untersuchung zu den Geschlechtshabitus ostdeutscher Männer und Frauen verweist Irene Dölling auf den zentralen Stellenwert, den Gleichberechtigung und Geschlechtergleichheit für das Selbstverständnis beider Geschlechter haben.⁴⁷ Ähnlich wie Wetterer verweist auch Dölling auf die Tendenz, dass geschlechtliche Ungleichheiten angesichts antizipierter Gleichheitsnormen de-thematisiert und individualisiert werden. Vorstellungen von Gleichberechtigung, so die Ergebnisse ihrer Studie, gehen einher mit einer Ablehnung von Quotenregelungen und einer Betonung individueller Leistungsfähigkeit. Sie seien damit höchst anschlussfähig an „neoliberale ... Vorstellungen von Chancengleichheit und Verantwortung des/der Einzelnen für die Sicherung individueller Leistung(sfähigkeit) in der Erwerbsarbeit“.⁴⁸ Hierin sieht sie eine besondere Gefahr, die mit den ostdeutschen Geschlechtshabitus verbunden ist. Diese Gefahr einer De-Thematisierung und Individualisierung geschlechtlicher Ungleichheit, wäre mit Wetterer zu ergänzen, scheint inzwischen allerdings ein gesamtdeutsches Phänomen zu sein.

45 Vgl. z. B. Irene Dölling, Ostdeutsche Geschlechterarrangements in Zeiten des Neoliberalismus, in: Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung, (2003), 7–32; dies., Ostdeutsche Geschlechterarrangements in Zeiten des neoliberalen Gesellschaftsumbaus, in: Eva Schäfer u. a. Hg., Irritation Ostdeutschland. Geschlechterverhältnisse seit der Wende, Münster 2005, 16–34; Hildegard Maria Nickel, Pluralisierung oder Polarisierung von Frauen in Ost- und Westdeutschland, in: WSI-Mitteilungen, 5 (2001), 310–316.

46 Vgl. Susanne Völker, Hybride Praktiken zwischen Anpassung und Widerständigkeit. Erwerbsorientierungen und Lebensarrangements ostdeutscher Frauen im (betrieblichen) Transformationsprozess, in: Potsdamer Studien zur Frauen und Geschlechterforschung, (2003), 33–60.

47 Vgl. Dölling, Geschlechterarrangements, wie Anm. 45.

48 Dölling, Geschlechterarrangements, wie Anm. 45, 31.

Das schwierige Verhältnis junger Frauen zum Feminismus: Ein empirisches Beispiel

Den Trend, Probleme geschlechtlicher Ungleichheit zu individualisieren, haben inzwischen mehrere Studien zu Einstellungen von Frauen hervorgehoben. Beispielsweise weist Shelly Budgeon auf Grundlage leitfadensbasierter Interviews mit jungen Frauen in England darauf hin, dass Geschlecht zwar zum Teil noch als Ungleichheitsfaktor wahrgenommen wird, mögliche Gegenstrategien aber als Verantwortung und Aufgabe von Individuen formuliert werden. Die Adressantinnen für Verhaltensänderungen sind dabei die Frauen selbst, die, wie es heißt, selbstbewusster aufzutreten hätten.⁴⁹ Es handelt sich um eine Spielart der ‚rhetorischen Modernisierung‘, die sich bis zu einem gewissen Grad auch in Interviews zeigt, die ich mit jungen Frauen geführt habe. Bei meinen Interviewpartnerinnen handelt es sich allerdings um Frauen, die sich in einem von Männern dominierten Kontext als Frauengruppe zusammengeschlossen haben und ein frauenpolitisches Anliegen vertreten. Im Folgenden möchte ich exemplarisch anhand eines themenzentrierten Interviews mit der 21jährigen Sarah nachvollziehen, wie sich die ‚rhetorische Modernisierung‘ hier konkret artikuliert und in welchem Verhältnis sie zu den frauenpolitischen Anliegen und Strategien wie auch zu Frauenbewegung und Feminismus steht.

Den Kontext des Interviews⁵⁰ bildet eine Frauengruppe, die sich unter dem Namen *Haecksen* in der überwiegend männlichen Hacker-Community des Chaos Computer Club (CCC) zusammengeschlossen hat.⁵¹ Die *Haecksen* bestehen bereits seit 1988 als lose Frauengruppe des CCC und setzten sich aus rund 50 Frauen im Alter etwa zwischen 18 und Mitte 40 zusammen. Nach einer Phase der Flaute haben Frauen der jüngeren Generation, die heute in ihren Zwanzigern sind, Ende der 1990er Jahre die *Haecksen* wieder reaktiviert und die Koordination der Gruppe und ihrer Aktivitäten übernommen. Die Kommunikation der über Deutschland und einzelne Nachbarstaaten verteilten Frauen verläuft vor allem über eine Mailing-Liste. Außerdem treffen sich die *Haecksen* sporadisch; ein fester Termin ist der jährliche CCC-Kongress, zu dem sie ein eigenes Programm beisteuern. Das Ziel der *Haecksen* besteht zum einen darin, weiblichen Nachwuchs für den CCC zu ge-

49 Shelly Budgeon, *Emergent Feminist(?) Identities: Young Women and the Practice of Micropolitics*, in: *European Journal of Women's Studies*, 8 (2001), 728.

50 Hierbei handelt es sich um eines von fünf Interviews, die ich mit Frauen aus dem Umfeld der *Haecksen* geführt habe. Außerdem habe ich bei Kongressen des Chaos Computer Clubs und anderen Treffen der *Haecksen* mit teilnehmender Beobachtung gearbeitet.

51 Der vor rund 20 Jahren gegründete Chaos Computer Club ist inzwischen die bedeutendste zivilgesellschaftliche Organisation für digitale Bürgerrechte in Deutschland. Wichtige Themen betreffen Fragen des Datenschutzes und der Informationsfreiheit und umfassen in diesem Zusammenhang zum einen Rechtsfragen (Copyright, Patentrechte, Zensur im Internet etc.) und zum anderen technische Probleme der Datensicherheit. Weitere Themen sind die Entwicklung von Open Source Software und eine Vielzahl technischer ‚Einzelfragen‘. Zugleich versteht sich der Chaos Computer Club als Hacker-Community, fühlt sich dabei aber der Legalität verpflichtet.

winnen und zu fördern. Zum anderen wollen sie eine Anlaufstelle für bereits etablierte Computerexpertinnen sein.

Die meisten jüngeren *Haecksen* studieren; die Fächerwahl umfasst neben Informatik auch literaturwissenschaftliche Disziplinen oder Mediendesign. Das Gemeinsame stiftet die Faszination an Computer- und Informationstechnologien und am Hacken. Hacken bezeichnet gleichermaßen den kreativen und passionierten Umgang mit Technik wie eine Lebenseinstellung. Hacker sehen (und kultivieren) sich als Menschen, die, wie Sarah es sinngemäß formuliert, Dinge gerne gegen die Gebrauchsanweisung benutzen, und denen jede Hürde, die sich ihnen in den Weg stellt, willkommener Anlass ist, ein elegantes *work-around* zu erfinden. Auf dieser Ebene besitzt der Begriff „Hacken“ zahlreiche Bezugsmöglichkeiten, ist anschlussfähig an eine Lust an Gestaltung im weiteren Sinn. Zum Bild des Computerhackers gehört aber auch technische Virtuosität, die er – wie und wo auch immer er diese gewonnen hat – als Hacker immer schon mitbringt. Ich denke, dass man im Anschluss an Pierre Bourdieu von Hacken als einem „männlichen Spiel“ sprechen kann,⁵² in dem es immer auch um Wettkampf, um das Vorexerzieren und Vergleichen von Fähigkeiten, um Distinktion geht.

Obgleich sich sicherlich auch viele der jüngeren Männer im CCC in der Situation befinden, mit ihren Kenntnissen noch am Anfang zu stehen, sehen sich die *Haecksen* mit ihrem Ziel der Nachwuchsgenerierung und -förderung notorisch mit dem Problem konfrontiert, nicht als kompetent zu gelten, erst gar nicht zum Spiel zugelassen oder darin nicht ernst genommen zu werden und damit eine geschlechtsstereotypisierende Abwertungen und Ausgrenzungen zu erfahren. Dass letztere zur Realität gehört, machen Aussagen wie die folgende deutlich:

[W]enn man da als Frau in [ein CCC-Treffen] platzt, dann sitzen da zehn, zehn, ja, unsoziale Nerds, die auf ihrer Tastatur rumhacken und halt irgendwie in ihren Bildschirm gucken ... und Frauen kommen da meistens kein zweites Mal ..., die denken halt, „Na ja, was soll ich denn hier?“, vor allem wenn sie irgendwie gefragt werden: „Ja, wo ist denn dein Freund, wen suchst du denn hier?“ Wo man dann erst mal denkt: „Na ja, eigentlich bin ich schon ganz allein hier, und so, und wollte hier was lernen“; – dann schicken sie dich halt stricken oder interessieren sich nicht für dich.

Frauen werden in erster Linie als „Freundinnen“ wahrgenommen, erhalten einen Platzverweis vom männlichen Spielfeld, das zugleich eindeutig heterosexuell strukturiert ist.

Nicht nur einzelne Frauen, sondern auch die *Haecksen* als Gruppe sind immer wieder mit dieser Form von „Territorialstreitigkeiten“ konfrontiert. Die Verteidigung des homo-sozialen Raums durch die Männer materialisiert sich in den Auseinandersetzungen um

⁵² Pierre Bourdieu, *Männliche Herrschaft*, Frankfurt a. M. 2005.

den „Haecksenraum“ als Konflikt auch um physische Räume: Auf dem jährlichen Kongress des CCC, eine mehrtägige Großveranstaltung mit jährlich zwei- bis dreitausend Besuchern, finden sich im Publikum kaum und unter den geladenen Referenten nur sehr vereinzelt Frauen. Aus diesem Grund reklamieren die *Haecksen* seit einigen Jahren einen eigenen Veranstaltungsraum, in dem sie ein eigenständiges Workshop- und Vortragsprogramm organisieren, das in weiten Teilen Frauen und Männern offen steht, mit dem sie aber Besucherinnen und Referentinnen anzusprechen versuchen. Neben den inhaltlichen und personellen Gestaltungsmöglichkeiten, die mit dem Haecksenraum verbunden sind, erfüllt dieser auch soziale und kulturelle Funktionen und wird in diesem Kontext als Kontrapunkt zum Rest des Kongresses konzipiert. Sarah beschreibt ihn als Ort der Kommunikation, der dem selbstvergessenen Tun der „unsozialen Nerds“ (Computerfreaks) entgegengestellt ist. Es ist ein Refugium im männerdominierten Trubel des Restkongresses, ein Raum mit „intimer Atmosphäre“, in dem sich alle, „selbst die Jungs“, freundlicher verhalten. Mit dieser Kontrastierung weist Sarah den Haecksenraum nicht zuletzt in den Konnotationen als Frauenraum aus. Als solcher ist er jedes Jahr Gegenstand grundlegender und kraftzehrender Konflikte zwischen den *Haecksen* und den männlichen Kongressverantwortlichen, die darum kreisen, ob es einen solchen Raum überhaupt geben soll, wie groß er sein darf, ob Männer aus einzelnen women-only-workshops, die auch unter den *Haecksen* umstritten sind, ausgeschlossen werden dürfen etc. Die Abwehrstrategien gegenüber dem Haecksenraum arbeiten zum einen mit dem Vorbehalt, dass es sich bei den hier stattfindenden Workshops um Anfängerkurse handele. Der Vorwurf, ein ausgewiesener Frauenraum sei „spalterisch“ oder gar „sexistisch“ (gegenüber Männern), entfaltet zum anderen eine Rhetorik, in der nun die Männer aus dem wiewohl mit Abschätzung belegten Spiel der *Haecksen* ausgeschlossen werden und nicht etwa vice versa.

Angesichts der geschlechtlichen Zuschreibungen, Vorbehalte und Ausgrenzungen, mit denen die *Haecksen* als Frauen und als Gruppe konfrontiert sind, kommen sie kaum umhin, in ihren Argumenten, Strategien und Problemanalysen ihrerseits auf Geschlecht zu rekurrieren. In dem Interview mit Sarah finden sich dabei differenzierte Thematisierungs- und De-Thematisierungsweisen von Geschlecht,⁵³ denen ich im Folgenden nachgehen möchte, um davon ausgehend den Umgang mit geschlechtlicher Diskriminierung und Ungleichheit und das Verhältnis zu Feminismus, Frauenförderung und -bewegung aufzurollen.

Der Haecksenraum gilt Sarah als eine Strategie, mehr Frauen für den CCC zu gewinnen. Diese Strategie basiert auf einer Reihe geschlechtlicher Hintergrundannahmen zur Frage, warum Frauen nicht ohne weiteres von selbst in den Club kommen. Während im Verlauf des Interviews immer wieder Ausgrenzungsmechanismen gegenüber Frauen deutlich werden, die ein hohes Potential an abschreckender Wirkung haben dürften, rekurriert

53 Da ich mich hier auf die Ebene von Aussagen konzentriere, spreche ich von ‚Thematisierung‘ bzw. ‚De-Thematisierung‘ von Geschlecht anstatt etwa auf Hirschauers Begrifflichkeit von „doing“ und „undoing gender“ zurückzugreifen.

Sarah aber in ihrer Auseinandersetzung mit dieser Frage erst einmal nicht auf diesen Faktor. Stattdessen bezieht sie sich auf psychologisierende Erklärungen und auf kulturelle Aspekte. „Bei Mädchen“, sagt sie, sei häufig „das Selbstvertrauen doch deutlich geringer und die sagen dann halt: ‚Ja, ich kann vier Betriebssysteme, fünf Programmiersprachen, aber kann doch eigentlich gar nichts‘.“ Mädchen müsse „man halt eher ansprechen“ und einen „niedrigschwiligen Zugang anbieten“. Auch die Schilderungen des *Haecksenraums* passen in dieses Bild: Er soll freundlich und kommunikativ sein und dadurch für Frauen attraktiv. Damit greift sie auf gängige geschlechtliche Erklärungsmuster zurück. Zugleich verlagert Sarah die konstatierten Geschlechterdifferenzen auf Ebenen (die Psyche, die Kultur), die ihr im Hinblick auf damit assoziierte Bewertungen unproblematisch erscheinen. Mehr noch geht sie sogar davon aus, dass der CCC von manchen der genannten ‚weiblichen Eigenschaften‘ nur profitieren könne, etwa weil die Frauen dazu beitragen könnten, dass „die Gesprächskultur besser wird und ... es da einfach auch ein bisschen freundlicher wird“.

Während die Geschlechterdifferenz hier also ausdrücklich thematisiert wird, findet in der Auseinandersetzung mit dem ‚Kerngeschäft‘ des CCC, Computer und Hacken, eine De-Thematisierung von Geschlecht statt, die sowohl die Form einer ‚expliziten De-Thematisierung‘ annimmt, als auch im Auslassen jeglicher Rekurse auf Geschlecht in weiten Teilen des Interviews zum Ausdruck kommt. Eine ‚explizierte De-Thematisierung‘ von Geschlecht erfolgt beispielsweise in der Auseinandersetzung mit dem Vorwurf, die Workshops der *Haecksen* seien Anfängerkurse, den Sarah zum einen als unberechtigt zurückweist, zum anderen aber auch wendet, indem sie stark macht, dass es für die Zukunft durchaus wichtig sei, mehr Grundlagenkurse anzubieten: für Männer und Frauen. Denn der CCC unterstelle ein sehr hohes Niveau, das aber dem Stand vieler seiner (jüngeren) Mitglieder nicht entspreche. Außerdem beherrsche niemand alles, so dass zum Beispiel eine ausgezeichnete Programmiererin, ein ausgezeichneter Programmierer womöglich durchaus Interesse an einem Grundlagenkurs zum Thema Elektrotechnik habe. Das Problem sieht Sarah darin, dass die Einführung von Grundlagenkursen die *Haecksen* angesichts der geschlechtsstereotypen Vorurteile gegenüber ‚Frauen und Technik‘ „diskreditieren“ würden. Ihr Fehlen stelle aber eine Lücke im Angebot der CCC-Kongresse dar, die de facto unabhängig von Geschlecht bestehe.

Bislang bieten fast ausschließlich die *Haecksen* ein Workshop-Programm auf dem Kongress an. Das Interesse an den Workshops ist auch und gerade unter Männern so groß, dass die *Haecksen* immer wieder vor dem Problem stehen, eine Selektion der TeilnehmerInnen treffen zu müssen. Einerseits möchten sie Frauen den Vorzug geben, andererseits wollen sie, das ist zumindest die Position von Sarah, niemanden ausschließen, nur weil er „das falsche Geschlecht“ hat, das doch eigentlich keine Rolle spielen sollte. Den Ausweg sieht sie in einem insgesamt größeren Workshop-Programm der CCC-Kongresse, die ihr bislang zu „theoretisch“ und zu „politisch“ ausgerichtet sind und die, wie sie kritisiert, vergessen, dass der CCC doch letztlich ein Computer Club ist. Diesen Vorschlag weiß sie im Rahmen ihrer geschlechtsunabhängig formulierten Grundsatzkritik nicht nur zur De-

Thematisierung von Geschlecht, sondern am Ende auch für ein Re-Thematisierung im Sinne einer Umschrift geschlechtlicher Zuschreibung zu nutzen: „Es gibt sehr viel Politik auf dem Kongress, sehr wenig Technik, und wir Frauen hätten gerne mehr Technik.“

In ihrer Argumentation vollzieht Sarah einen Balanceakt, in dem – je nach dem, worum es geht – Geschlecht mal thematisiert, mal de- oder re-thematisiert wird. Wie Stefan Hirschauer oder auch Bettina Heintz und Eva Nadai herausgestellt haben, liegt aber auch die De-Thematisierung von Geschlecht keineswegs außerhalb geschlechtlicher Konstruktionsprozesse.⁵⁴ Im Gegenteil kann sie ein ganzes Stück „geschlechtliche Arbeit“ bedeuten.⁵⁵ Sie ist inhärenter Teil eines Balanceaktes, in dem geschlechtliche Zuweisungen mühsam zurückgewiesen, umgedeutet, vermieden oder selektiv aufgegriffen werden. Um Vorbehalte gegenüber der Technikkompetenz von Frauen erst gar nicht aufkommen zu lassen und zudem die nicht nur von anderen sondern auch selbst problematisierte ‚Ausgrenzung‘ von Männern aus den *Haecksen*-Workshops zu vermeiden, zielt die De-Thematisierung auf nicht weniger, als die Inhalte des Kongress-Programms insgesamt zu verändern: Grundlagenkurse, die im Rahmen des von den *Haecksen* propagierten Ziels der Nachwuchsförderung elementar wären, müssen erst einmal ‚hoffähig‘ werden, bevor die *Haecksen* sie ohne Abwertungsgefahr in ihr Programm aufnehmen können.

Trotz dieser intensiven „geschlechtlichen Arbeit“, die nötig ist, um Abwehr zu begegnen, werden die Schwierigkeiten, mit denen die *Haecksen* konfrontiert sind, von Sarah nicht als geschlechtliche Diskriminierung und als Ergebnis struktureller Probleme artikuliert. Hier geht es mir nun nicht darum, ob und wie Geschlecht thematisiert wird, sondern um das Ausblenden beziehungsweise das „Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen“.⁵⁶ Dass eine solche Ausblendung erfolgt, kann im Zusammenhang mit dem Umstand gesehen werden, dass Sarah sich alles in allem als gleichberechtigt sieht: „[F]ür mich ist das alles [das Verhältnis der Geschlechter, A. W.] relativ gleichberechtigt, so wie sich das mir darstellt. Nur im CCC ist das halt ein bisschen anders, weil es einfach traditionell ‘ne Männerdomäne ist“. Doch selbst im CCC seien die bestehenden Probleme insbesondere auf die Einstellungen und Verhaltensweisen einzelner Männer zurückzuführen, vor allem der Männer der älteren Generation (schätzungsweise im Alter zwischen 30 und Anfang/Mitte 40), die gegenwärtig im CCC tonangebend sind. Trotz einiger gegenläufiger Hinweise auf abschätzige oder diskriminierende Verhaltensweisen zumindest einzelner jüngerer Männer, nimmt sie an, dass die Probleme mit den

54 Hirschauer, Fortpflanzung, wie Anm. 26; Heintz/Nadai, Geschlecht, wie Anm. 24.

55 Vgl. Uta Schirmer u. Anja Weckwert, Re-Coding – Re-Mixing? in: Anja Weckwert u. Ulla Wischermann Hg., Das Jahrhundert des Feminismus, Festschrift für Ute Gerhard, Frankfurt a. M. (im Erscheinen). Der Begriff der „geschlechtlichen Arbeit“ beinhaltet hier zugleich den Versuch, auch geschlechtliche Wünsche und Identifizierungen der Subjekte zu fassen, die im Rahmen dieses Artikels aufgrund des anderen Fokus und des Charakters des zugrunde liegenden Interviews, das im Fall von Sarah weitgehend ein Expertinneninterview darstellt, aber nur am Rande Erwähnung finden.

56 So der Untertitel des Aufsatzes von Wetterer, Modernisierung, wie Anm. 2.

Männern der nächsten Generation gelöst sein werden und folgert zuversichtlich: „Das ist jetzt sozusagen nur noch ein Personalproblem“.

Die Erfahrung von Gleichberechtigung, die sie für sich und allgemeiner für die Frauen ihrer Generation reklamiert und die zu einer Ausblendung geschlechtlicher Diskriminierung und Ungleichheit führt, prägt auch das schwierige Verhältnis zum Feminismus als einer Instanz, die geschlechtliche Ungleichheit nun gerade skandalisiert und die zudem in vielerlei Hinsicht negativ konnotiert ist.

Der Feminismus als Bewegung ist zumindest für mich und meine Generation kein Thema mehr. Wir würden uns niemals als Feministen begreifen und das ist auch gar nicht – damit wollen wir nur noch bedingt identifiziert werden. Also was wir halt wollen, ist irgendwie friedliches Zusammenleben mit den Jungs aber vielleicht in etwas größerer Zahl, so. Das ist, glaube ich, so ein bisschen der Unterschied.

Die Haltung zum Feminismus ist innerhalb der *Haecksen* jedoch nicht einheitlich. Vor allem manche der älteren *Haecksen* verstehen sich als feministisch, was Sarah als Generationenfrage thematisiert. Auf meine Nachfrage zur ihrer Haltung zum Feminismus sagt sie:

... ich bin halt in 'nem Alter, ich hab' halt noch nicht viel so berufliche Benachteiligung von Frauen mitbekommen ... Aber es gibt ältere Frauen im CCC, die dann sagen: „Ja, du hast ja auch gar nichts gesehen, du bist ja ein Küken“ und so, und „wart' mal ab, bis Du irgendwie 35 bist, dann“ und so. Kann sein, dass ich dann total verbittert bin und sage [lachend]: „Schwanz ab.“ ... Was ich halt so meine – also ich kann mich halt nicht so identifizieren, na ja, mit der Wut, die viele Frauen da noch haben, die halt vielleicht schon älter sind und einfach noch ganz andere Dinge erlebt haben, die einfach erlebt haben, dass ihr männlicher Kollege, der genau den gleichen Job hat, deutlich mehr verdient, oder dass sie keinen, den Job nicht bekommen, weil da einfach geklüngelt wurde auf der Vorstandsebene oder solche Sachen. Diese Wut, die kann ich zwar irgendwie verstehen, aber nicht persönlich nachvollziehen, weil für uns ist das halt auf 'ner ganz anderen Ebene.

Sarah stellt einen Zusammenhang zwischen alters- und generationenabhängigen Erfahrungen und unterschiedlichen Haltungen zum Feminismus her. Mit der „Wut“ und Bitterkeit, die sie als Ergebnis von Diskriminierungserfahrungen darstellt, kann und will sie sich nicht identifizieren. Offenbar spielen hier auch eigene geschlechtliche Wünsche eine Rolle, die dazu führen, dass das Problem geschlechtlicher Ungleichheit und Diskriminierung gewissermaßen mit einem Tabu belegt wird. Denn an anderer Stelle wird beispielsweise deutlich, dass auch Sarah gelegentlich sexistischen Anfeindungen ausgesetzt ist. Trotz solcher Hinweise und der ungewissen Zukunft, auf die sie im Zitat rekurriert, möchte sie sich die Verletzungen, die mit geschlechtlicher Diskriminierungen verbunden sind, und die sie als Anlass für eine feministische Positionierung wertet, nicht schon jetzt

,zu eigen‘ machen. Zudem ist das semantische Feld, das den Begriff Feminismus umgibt, durch die Verknüpfung negativ konnotierter Stereotype wie „Kampfemanzenium“, „Schwanz ab“-Mentalität etc. gekennzeichnet. Feminismus sei eben auch ein „Schimpfwort“, von dem es sich aus strategischen Gründen, aber auch aus eigenem Unbehagen dem Begriff gegenüber zu distanzieren gilt. Außerdem impliziert der Begriff für Sarah den Ausschluss von Männern, den sie nicht möchte.

Während die „rhetorische Modernisierung“ zwar auch im Fall dieses Interviews zum „Verschwinden der Ungleichheit“ und darüber zur Abgrenzung zum Feminismus führt, stellt sie aber, so meine Interpretation, zugleich eine *Ressource* dar, dennoch eine frauenpolitische Agenda zu verfolgen. In dem Maß, in dem Gleichberechtigung eine verbindliche Norm darstellt, die von niemanden, nicht einmal den Männern ernstlich in Frage gestellt wird, ist es nur folgerichtig, jetzt auch noch die „letzten“ Männerbastionen im Sinne eines gleichberechtigten Miteinanders der Geschlechter zu transformieren. Mehr Frauen in den CCC zu holen, ist in diesem Kontext eine „wichtige Aufgabe“, die eben einfach gemacht werden müsse. Frauenförderung wird dabei keineswegs als Widerspruch zur Antizipation einer Geschlechtergleichheit betrachtet. Im Gegenteil interpretiert Sarah – anders als etwa die von Irene Dölling interviewten Frauen (s. o.) – Maßnahmen der Frauenförderung als Zeichen von Gleichberechtigung und nicht umgekehrt:

Na ja, es ist ja so, dass die Gleichberechtigung der Frau, also es ist kein großes Thema mehr. Also es gibt in Männerdomänen immer solche Frauenbeauftragten, es gibt in der Uni Gleichstellungsbeauftragte, also Frauen haben die gleichen Chancen, Möglichkeiten, Pflichten wie die Männer.

Bei aller Abgrenzung gegenüber dem Begriff Feminismus, sind die feministischen Instrumente der Frauenförderung durchaus anschlussfähig. Gleichstellungsbeauftragte (etwa von Universitäten) sind zum einen Kooperationspartnerinnen für externe Aktivitäten (Workshops etc.). Zum anderen loten die *Haecksen* auch selbst verschiedene Strategien aus, um sich und ihre Frauenförderungsabsichten zu institutionalisieren. Eine solche Institutionalisierung schafft Berechtigungen und Autonomiegewinne und hat Vorzug, eigene Anliegen und Vorhaben verfolgen zu können, ohne sich immer wieder auf Grundsatzkontroversen einlassen zu müssen.⁵⁷ Klug eingefädelt könnte aus den guten alten Instrumenten der Frauenförderung sogar ein Weg werden, den CCC zu „hacken“, wie Sarah es in die-

57 Gegenwärtig denken die *Haecksen* über mehrere Institutionalisierungsstrategien nach, die sie vermittelt einer ‚Benennungspraxis‘ durchzusetzen suchen. Neben der Überlegung, eine Frauenbeauftragte zu benennen, besteht eine andere Strategie darin, sich ein Statut als „virtueller Erfa-Kreis“ zu geben. Erfa-Kreise (Erfa = Erfahrungsaustausch) sind regionale, satzungsmäßige Organe des CCC und als solche, und das ist für die *Haecksen* wichtig, mit einem Budget ausgestattet. Inzwischen heißt es auf der Homepage der *Haecksen* schlicht, dass sie sich als virtueller Erfa-Kreis des CCC „verstehen“. Die Selbsternennung als „virtueller Erfa-Kreis“ führt zwar nicht zwangsläufig auch zur Anerkennung als Erfa-Kreis, kann aber womöglich darauf hoffen, Fakten zu schaffen, die nachträglich formalisiert werden.

sem Zusammenhang vergnügt formuliert. Anschlussfähig ist übrigens auch der Bezug auf eine Frauenbewegung:

Wir sind 'ne Bewegung, ja, und wir bestehen aus Frauen [lachend], also, wir sind 'ne Frauenbewegung. Und wir bewegen auch sehr viel. Das ist halt irgendwie das, was das ausmacht, denke ich mal. Also wir bewegen im CCC ja schon einiges und wir zeigen den Jungs auch, dass man uns ernst nehmen muss, auch wenn sie es eventuell nicht wollen, und dass wir auch aus dem Clubleben nicht wegzudenken sind. ... In zwei, drei Jahren ist das einfach – wird das einfach unüberhörbar sein, so, da mache ich mir gar keine Sorgen. ... Und das zeigt halt auch, dass man auch 'ne Frauenbewegung sein kann, ohne halt sehr viel so Dogmatismus und diese ganzen alten Sprüche hervorzuholen, und dass man auch einfach sagt: „Na ja, Jungs finden wir prima und wir machen das jetzt alles so, wie wir uns das denken und machen das halt so ein bisschen mehr tolerant und liberal und es funktioniert trotzdem.

Die „Frauenbewegung ... ein bisschen mehr tolerant und liberal“ zu halten, enthält aber nicht nur eine Abgrenzung wohl gegenüber einer „feministischen Frauenbewegung“, sondern auch einen Verzicht auf strukturelle Kritik, und es bleibt eine offene Frage, ob die anvisierten Instrumente und Strategien allein ausreichen, um die gewünschten Veränderungen zu bewirken beziehungsweise ob sie ohne Grundlagenkontroverse über Hierarchien im Geschlechterverhältnis dauerhaft durchzusetzen sind.

Frauenbewegung, Feminismus und Frauen- und Geschlechterforschung – Ein Ausblick

In ihren Ausführung zur Frauenbewegung legt meine Interviewpartnerin zwar keinen sozialwissenschaftlichen Bewegungsbegriff zugrunde. Doch in ihren weiteren Überlegungen zur Frauenbewegung bezieht sie sich nicht mehr allein auf die *Haecksen*, sondern situiert diese im größeren Zusammenhang lose vernetzter frauenpolitischer Projekte, Gruppen und Initiativen. Die Vernetzung mit anderen Gruppen ist ein weiteres Ziel des *Haecksen*. Zu diesem Zweck laden sie beispielsweise zum jährlichen Kongress andere Gruppen und Projekte ein, die sich mit Frauen im IT-Bereich beschäftigen. Für die Vernetzungs- und Kooperationsvorhaben der *Haecksen* spielt erst einmal keine Rolle, ob es sich um staatlich initiierte Projekte handelt, um universitäre Einrichtungen wie die *informatica femminile* oder um autonome Gruppen wie die *Gender Changers*, die sich aus dem zivilgesellschaftlichen Kontext alternativer Medienkultur heraus gegründet haben. Die „alten“ Trennungen zwischen institutionalisierter Frauenpolitik und autonomer Graswurzel-Bewegung liegen ihnen fern, und an die Stelle einer einenden Bewegungskultur ist, so mein Eindruck, eine pragmatisch orientierte Vernetzungspraxis getreten, deren genaue Funktionsweise und deren Potentiale wohl erst noch zu untersuchen sind.

Diese kursorischen Ausführungen zu den *Haecksen* können und wollen nicht mehr beanspruchen, als ein Fallbeispiel zu sein. Angesichts der Verfallsthesen vom Ende der Frauenbewegung wäre aber im Blick zu behalten, wie junge Frauen sich heute durchaus auf die Frauenbewegung beziehen und welche frauen- oder geschlechterpolitischen Anliegen und Strategien sie dabei verfolgen. Während innerhalb der *Haecksen* das Verhältnis zum Feminismus umstritten und seitens der jüngeren Frauen eher ablehnend ist, verweist aber beispielsweise Paula-Irena Villa in ihrem Rekurs auf die *Riot Grrrls* auf eine „beachtenswerte ... Bewegung innerhalb der Pop-Kultur“, die sich explizit feministisch verortet.⁵⁸

Das Verhältnis von Feminismus, Frauenbewegung und Frauenpolitik ist offenbar uneinheitlich und widersprüchlich geworden und diese Irritationen prägen auch einen anderen Bereich: die Frauen- und Geschlechterforschung. Ebenso wie heute offenbar eine Frauenbewegung ohne Feminismus denkbar ist, kann es im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung Feminismus ohne Frauenbewegung geben – aber auch Geschlechterforschung ohne Feminismus, da im Zuge der Professionalisierung und disziplinären Ausdifferenzierung der Frauen- und Geschlechterforschung partiell auch eine Distanzierung vom Attribut „feministisch“ stattgefunden hat. Zugleich sind auch die inner-feministischen Debatten von Kontroversen geprägt.

Diese Entwicklung hat in der bundesrepublikanischen Debatte der 1990er Jahren zur Diskussion um die Generationenfrage in der Frauenforschung und -bewegung geführt, die auf die zunehmenden Missverständnisse auch zwischen Frauen unterschiedlicher Generationen der Frauenbewegung und Frauenforschung reagiert hat.⁵⁹ Inhaltlicher Ausgangspunkt dieser Diskussion ist die eingangs erwähnte Grundlagenkontroverse um die Kategorie Geschlecht gewesen, die von einigen Beteiligten selbst als Generationenfrage thematisiert worden ist. Dieser Debatte liegt die Überlegung zugrunde, dass Generationenlagen zu „ein[r] spezifische[n] Art des Erlebens und Denkens“⁶⁰ führen und damit abhängig vom jeweiligen historisch-sozialen Erfahrungshorizont auch unterschiedliche Zugänge zu feministischen Positionen prägen kann – ein Gedanke, der ja ähnlich auch im Interview zum Ausdruck kam. Womöglich haben auch bei der ‚wissenschaftlichen Generationenfrage‘ Veränderungen im Geschlechterwissen eine Rolle gespielt. Hinzu kommt, dass die jüngeren Feministinnen – denen ich, 1969 geboren, zuzurechnen bin –, die *Neue Frauenbewegung* überhaupt nur noch in ihren Ausläufern erlebt haben. Diese Frauen ha-

58 Paula-Irene Villa, Woran erkennen wir eine Feministin? Polemische und programmatische Gedanken zur Politisierung von Erfahrung, in: Knapp/Wetterer, Achsen, wie Anm. 2, 266–285.

59 Vgl. Irene Stoehr, Gründerinnen – Macherinnen – Konsumentinnen? Generationenprobleme in der Frauenbewegung der 1990er Jahre, in: Ilse Modelmog u. Ulrike Gräfel Hg., Konkurrenz & Kooperation. Frauen im Zwiespalt Münster 1995, 91–116; Hilge Landweer, Generationen der deutschen Frauenforschung, in: ebd., 117–136; Ilse Lenz, Zum Umgang mit den Unterschieden zwischen FrauenforscherrInnen, in: ebd., 27–48; Ute Gerhard, Die Töchter der Emanzipation – Das Generationenproblem in der Frauenbewegung, in: dies., Atempause. Feminismus als demokratisches Projekt, Frankfurt a. M. 1999, 179–193.

60 Karl Mannheim, zit. nach Ute Gerhard, Töchter, wie Anm. 59.

ben Feminismus zum Beruf gemacht, ohne selbst noch mit der *Neuen Frauenbewegung*, aus der die Frauen- und Geschlechterforschung hervorgegangen ist, im engeren Sinn verbunden zu sein (und dabei aber auch gezeigt, dass dies durchaus möglich ist⁶¹). Doch die Konflikte sind auch auf anderen Terrains angesiedelt, betreffen etwa das Verhältnis zwischen Feministinnen unterschiedlicher Hautfarben und verschiedener sozialgeographischer Kontexte sowie die Auseinandersetzungen zwischen Feministinnen zwischen Ost- und Westdeutschland.⁶² All diese Kontroversen um Differenzen und Ungleichheitslagen zwischen Frauen und die mit ihnen verbunden kommunikativen, politischen und theoretischen Herausforderungen sowohl für die beteiligten Akteurinnen als auch für feministische Wissenschaft und Praxis zeigen allerdings nicht nur die „spezifische Brisanz“ gegenwärtiger Diskurs- und Widerspruchskonstellationen an. Sie haben auch ein äußerst produktives Potential entfaltet. So verortet Gudrun-Axeli Knapp den „spezifischen Produktionscharakter“ feministischer Wissenschaft auch und gerade in deren „aporetischen Grundstruktur“. Die Aporie besteht darin, dass die „Politisierung des Erkenntnisinteresses entlang einer gesellschaftlich-kulturell wirksamen Differenzbestimmung (Mann/Frau)“ ein zeitweises Einklammern anderer Ungleichheitslagen beinhaltet, „von denen aber, sobald es um analytische und empirische Konkretisierung geht, nicht abgesehen werden kann“.⁶³ Ohne die Schwerwiegendheit dieses Paradoxon leugnen zu wollen, wirkt es aber auch als Motor einer reflexiven Diskurs- und Wissenskultur, die zu einer Vervielfältigung von Forschungsansätzen und -feldern und zu einer Erweiterung feministischer Perspektiven geführt hat.

Während den Krisendiagnosen über Feminismus und Frauenbewegung also durchaus gegenläufige Entwicklungstendenzen und die genuin produktiven Potentiale gegenwärtiger Kontroversen gegenüberstehen, lässt sich dennoch nicht übersehen, dass eine Reihe von Verschiebungen im Verhältnis von Feminismus, Frauenbewegung, -politik und -forschung stattgefunden haben. In dem Maß, in dem sich die *Neue Frauenbewegung* in Universität und Wissenschaft hinein verlagert hat, ohne dass außerhalb deren Tore noch eine starke feministische Bewegung existierte, werden Universität und Wissenschaft zu einem wichtigen Ankerpunkt für feministischer Zusammenhänge überhaupt. Mit der gegenwärtigen Universitätsreform, die im neoliberalen Klima auf eine stärker praktisch verwertbare Ausbildung an Universitäten zielt, sieht sich heute aber auch die Geschlechterforschung und umso mehr eine unter „Ideologieverdacht“ stehende feministische Forschung neuem Legitimationsdruck ausgesetzt. So sind derzeit alle Gruppen von Wissenschaftlerinnen oder

61 Sie auch Villa, *Feministin*, wie Anm. 58.

62 Vgl. Ingrid Miethe, *Dominanz und Differenz. Verständigungsprozesse zwischen feministischen Akteurinnen aus Ost- und Westdeutschland*, in: Schäfer u. a., *Irritation*, wie Anm. 45, 218–234; sowie Ingrid Miethe u. Ute Gerhard, *Debatten und Missverständnisse unter Feministinnen aus Ost- und Westdeutschland in der Nachwendezeit – ein nachholender Dialog*, in: Ingrid Miethe, Claudia Kajatin u. Jana Pohl Hg., *Geschlechterkonstruktion in Ost und West*, Münster 2003, 325–344.

63 Gudrun-Axeli Knapp, *Vom Rand zum mainstream und zurück. Zerreißproben und Perspektiven in der Frauen- und Geschlechterforschung*, in: Weckwert/Wischermann, *Jahrhundert*, wie Anm. 55.

Studentinnen aus dem Bereich der *gender studies* mit (er)neu(t)en Kämpfen konfrontiert, um die Geschlechterforschung im weiteren und die feministische Forschung im engeren Sinn zukünftig überhaupt im erreichten Umfang ermöglichen zu können. Damit ist feministische Wissenschaft empfindlich von einer gesellschaftlichen Entwicklung betroffen, die kritisch zu reflektieren einer ihrer zentralen Aufgaben ist: die Widersprüchlichkeiten gegenwärtiger Modernisierungsprozesse zu fassen.

Angelika Wetterers Arbeiten zur rhetorischen Modernisierung unternehmen eine solche Analyse und verstehen sich als Kritik an Zeitdiagnosen, die einen Relevanzverlust der Kategorie Geschlecht unterstellen. Diese Diagnosen seien ihrerseits Ausdruck und Spielart der rhetorischen Modernisierung und verkennen, *wie* sich die Reproduktionsweisen geschlechtlicher Ungleichheit und die sie kennzeichnenden Verdeckungsbeziehungen verändert hätten. Auch diskurstheoretische Ansätze bergen Wetterer zufolge die Gefahr, die Mechanismen „rhetorischer Modernisierung“ zu verkennen, da die Widersprüche gerade im Missverhältnis von Diskurs und Praxis angesiedelt seien. Während der zentrale Verdeckungsmechanismus heute in der Ausblendung von Ungleichheit aus dem Geschlechterwissen bestehe, sei der „alte Verdeckungsbeziehung“ der Naturalisierung der Geschlechterdifferenz zumindest brüchig geworden.

Der alte Legitimations- und Verdeckungsbeziehung der Naturalisierung funktioniert so einfach und nahtlos heute sicherlich nicht mehr. Auch beobachte ich beispielsweise in Seminaren, dass die Idee der sozialen Konstruiertheit von Wirklichkeit inzwischen in der Tat offenbar zum Allgemeingut geworden ist. Gleichzeitig ist aber festzustellen, dass biologistische Argumente immer wieder mit großer Selbstverständlichkeit ins Feld geführt werden, und dass die in der Kritik der Zweigeschlechtlichkeit angelegte Möglichkeit, es könne etwas anderes als zwei und nur zwei Geschlechter geben, bis heute zu provozieren vermag. Die Modernisierung der Geschlechterverhältnisse stößt nach meiner Einschätzung auch auf kultureller Ebene noch immer auf Grenzen. Auch das Interview mit Sarah verweist letztlich auf zweierlei: Es illustriert zum einen eben jene Mechanismen der rhetorischen Modernisierung, die dazu führen können, dass geschlechtliche Diskriminierung und Ungleichheit ausgeblendet werden. Zum anderen dokumentiert es eine Gleichzeitigkeit diskursiver Gleichheits- und Differenzwissensbestände. So ließe sich mit Andrea Maihofer sagen, dass die eigentliche „Paradoxie mehr in einem gleichzeitigen Nebeneinander von sowohl sehr verschiedenen Geschlechtervorstellungen und -normen im Denken als auch sehr unterschiedlichen Alltagspraxen der Individuen“ bestehe.⁶⁴ Eine Pointe von Angelika Wetterers These sehe ich aber darin, dass diese Gleichzeitigkeit keineswegs beliebig ist. Vielmehr, ließe sich präzisieren, findet sie in einem gesellschaftlichen und politischen Kontext statt, in dem das neue, gleichheitsorientierte Geschlechterwissen auf eine

64 Andrea Maihofer, *Geschlecht als soziale Konstruktion – eine Zwischenbetrachtung*, in: Ute Helduser u. a. Hg., *under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*, Frankfurt a. M./New York 2004, 33–43, 39.

„hegemonial geworden[e]“⁶⁵ Individualisierung trifft, in der die Unterstellung von Gleichheit – und das nicht nur mit Blick auf die Geschlechterverhältnisse – bedeutet, die Verantwortung für bestehende Ungleichheiten zu individualisieren und damit auf die Betroffenen zu verschieben. Vor diesem Hintergrund wäre weiter zu untersuchen, in welcher Weise und an welchen Punkten die „rhetorische Modernisierung“ sowohl mit einer neoliberalen Individualisierungsrhetorik als auch mit den nicht unerblichen ‚Restbeständen‘ des zweigeschlechtlichen Differenzwissens zusammenarbeitet und welche Folgen damit für welche Gruppen von Frauen und Männern verbunden sind. Darüber hinaus wäre zu fragen, ob und unter welchen Bedingungen eine kulturelle Modernisierung der Geschlechterverhältnisse auch eine Ressource für geschlechterpolitisches Engagement sein kann – aber auch, auf welche Grenzen die damit verbundenen emanzipatorischen Potentiale stoßen. Im Fall des Interviews mit Sarah habe ich zu zeigen gesucht, dass die ‚alten‘ feministischen Instrumente der Frauen- und Gleichstellungspolitik zwar anschlussfähig sind, dass mit dem Ausblenden beziehungsweise Negieren geschlechtlicher Ungleichheit jedoch eine Abgrenzung gegenüber feministischen Positionen stattfindet. Auf eine Kritik bestehender Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnissen können feministische Wissenschaft und Praxis nun aber in der Tat nicht verzichten.

65 Villa, *Feministin*, wie Anm. 58, 273.